

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 38 (1995)
Heft: 1

Artikel: Das Jagdbuch des Mittelalters : die Handschrift des Gaston Phoebus
Autor: M.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388590>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Jäger

Am Beispiel des «Schweizer Jäger» (SJ) sei die Entwicklung einer schweizerischen Jagdzeitschrift aufgezeigt.

Der SJ erschien erstmals am 15. März 1916 unter dem Titel «Der Schweizerjäger – Le chasseur Suisse – Il cacciatore svizzero», Offizielles Organ des schweizerischen Jägerverbandes zur Hebung der Patentjagd und des Wildschutzes. In den ersten Jahren erschien der SJ meist im Schnitt mit 6 Seiten Text und 2 Seiten Inseraten, und zwar alle 14 Tage im Format A4, einfarbig schwarz-weiß wie damals üblich. Format A4 wurde bis Jahrgang 1942 (1958) beibehalten. Mit dem Wechsel des Verlegers 1959 wurde das Format verkleinert, und zwar auf 23×17 cm. Die Erscheinungsweise wechselte gleichzeitig auf 18mal pro Jahr, die Titelbilder wurden farbig und der Umfang auf 58 Seiten gesteigert. Das Inseratenvolumen blieb bei 4 Seiten jedoch immer noch bescheiden. In den achtziger Jahren erreichte der Umfang bereits pro Jahr eine Seitenzahl von über 900, ein stattliches Buch, das immer mehr mit Farbbildern ausgestattet ist. Bei 50 Seiten Text findet man bis 10

und mehr Seiten Inserate. 1994 erschien die Zeitschrift letztmals im Kleinformat, Seitenumfang 1152 Seiten, wobei das Inseratenvolumen dank den Anstrengungen einer neuen Inseratenagentur vorerst auf über 16 Seiten anwuchs.

Inhaltlich ist die Zeitschrift reichhaltig gestaltet. Nebst umfassenden Informationen aus den einzelnen Kantonen und den Jägersektionen sind folgende Rubriken enthalten: Jagdhunde, Jagdhornbläser, Jäger und Recht, Trophäen, Wettbewerb, Leser-Reisen, Pelzfellmärkte, Naturlandstiftung, TV und Radio, Unsere Toten, Wildbretpreise und ähnliches.

Seit Beginn des Jahres 1995 wurde die Zeitschrift wesentlich umgestaltet und wiederum auf Format A4 umgestellt. Sie ist seither größtenteils farbig bebildert. Die wesentlichen Rubriken der aktuellen Zeitschrift sind: Ein Impressum sowie ein Editorial des Chef-Redaktors, Hauptartikel, Aus der Natur, Seite der Frau, Ausrüstung, Ausbildung, Hund, Leser schreiben, Jagdschießen, Feierabend (Jagderlebnisse usw.), Aktuelles, Informationen aus Bund und Kantonen, Vor hundert Jahren, Unsere Toten, Jägermarkt.

Zur nachfolgenden Farbbeilage

DAS JAGDBUCH DES MITTELALTERS

Die Handschrift des Gaston Phoebus

Das Werk des Gaston Phoebus ist das Buch eines ausübenden Jägers, und darin liegt auch sein Wert. Der am 1. Mai 1387 begonnene und wahrscheinlich 1398 abgeschlossene Text ist in ausgezeichnetem Französisch geschrieben und mit normanisch-picardischen Ausdrücken gefärbt. Auch wenn es von der zeitgenössischen Jagdliteratur beeinflusst ist (Henri de Ferrières «Roy Modus» entstand 1375), ist das Buch doch zur Gänze Gastons eigenes Werk.

Bereits mit dem Erscheinen war der beträchtliche Erfolg dieses Buches vorgegeben, was in einer Zeit, in der die Jagd eine so wichtige Rolle im herrschaftlichen Leben spielte, nicht verwunderlich ist. Die Popularität des Buches ging auch bald über die Grenzen Frankreichs hinaus und war vor allem in England besonders groß.

Von der Vielzahl der Abschriften, die vor der Einführung des Buchdrucks angefertigt wurden, sind 44 erhalten geblieben – eine



**Cy deuisé du cheurel et de tout
la nature.**

Lcheurel est al
ses commu/
ne beste si ne
me conuient
la dite de la
facon. car
you de gens

sont qui bien uen apert veus .
moult est bonne bestee et gra/
ceuse. pour chacier qui bien le
sont fait. comme ic deuiseray qd
sunt. Et you de veneurs sont.

qui bien a drois faictent sa natu/
re. Ilz vont en leur embour en octo/
bre. et dure leur tuit enuiron .xxv.
iours. mais le tuit nest fors que
aueques vne cheurele q toute
la saison deuenent ensemble
le male et la femelle. comme font
les oyseaulx. nulques a tant que
la femelle doit faommer. Et lors
la femelle se depart du male. a un
faommer bien long. car le male
turoit le faon si le tromoie. Et
quant il est grant quil peut men/
gier des herbes et de la fucelle a tout.

beachtliche Anzahl, die gleichzeitig die Beliebtheit des Werkes unter Beweis stellt. Die Handschriften stammen in der Mehrzahl aus dem 15. Jahrhundert. Die schönste Ausgabe des Buches von der Jagd ist der Codex Ms. fr. 616 der Bibliothèque nationale in Paris, der in diesem Band vorgestellt wird.

Allein schon der Rang ihrer verschiedenen Besitzer verleiht der Handschrift besonderen Wert. Die Liste der Vorbesitzer dieses Codex gehört zu den umfangreichsten ihrer Art, bleibt aber dennoch in einigen Punkten rätselhaft.

Der erste mit Sicherheit bekannte Besitzer war ein Mitglied der Familie Poitiers, deren Wappen (auf Blau sechs silberne Kugeln in der Stellung 3, 2, 1; goldenes Schildhaupt) nährträglich in den unteren Bordürenstreifen von Fol. 13 eingefügt wurde. Dort ist Gaston Phoebus dargestellt, wie er seinen Dienern vor dem Aufbruch zur Jagd Anweisungen gibt.

Kurz nach 1525 gelangte die Handschrift unter ungeklärten Umständen, die jedoch irgendwie mit der Schlacht von Pavia zusammenhängen dürften, in den Besitz des Bischofs von Trient, Bernard Clesius oder de Cloos. Dieser hat nämlich den Codex kurz vor 1530 Erzherzog Ferdinand von Österreich, dem jüngeren Bruder Karls V., geschenkt und in einem Begleitschreiben, das sich auf Fol. 3v findet, erwähnt, die Handschrift sei nach der französischen Niederlage bei Pavia dort gefunden worden. Daraus hat man etwas kühn geschlossen, Franz I. sei der Eigentümer gewesen; doch ist bisher kein wirklich stichhaltiger Beweis für diese Hypothese erbracht worden.

Von da an liegt die Geschichte der Handschrift im dunkeln bis zum Jahre 1661, in dem der Marquis de Vigneau sie König Ludwig XIV. überreichte. Sie wurde in der Bibliothèque Royale deponiert. Warum jedoch wurde sie um 1709 wieder aus der Bibliothek entfernt? Wir wissen über die Umstände nicht sehr genau Bescheid; aber erwiesen ist immerhin, daß der Bibliothekar Boivin sie damals Ludwig XIV. zurück-

gab und daß dieser sie in die Bibliothek des Grand Dauphin überwies. Im Jahre 1711 gelangte sie dann in den Besitz des Herzogs von Burgund, der inzwischen Dauphin geworden war. Bei seinem Tode im darauffolgenden Jahr kehrte sie nicht in die Bibliothèque Royale zurück, sondern wurde dem Cabinet du Roi zugeteilt.

Um 1726 taucht die Handschrift in der Bibliothek des Schlosses zu Rambouillet im Besitz des Grafen von Toulouse wieder auf, wobei die Überlieferung, nach der Ludwig XIV. selbst sie seinem illegitimen Sohn gegeben hätte, möglicherweise authentisch ist. Nach dem Tod des Grafen von Toulouse gelangte die Handschrift in die Hände seines Sohnes, des Herzogs von Penthièvre. Später wurde sie Eigentum der Familie Orléans und schließlich des Königs Louis-Philippe. 1834 deponierte dieser sie im Louvre, nahm sie jedoch häufig mit in sein Schloß zu Neuilly. Bei der Liquidation der Güter der Orléans in der Folge der Revolution von 1848 wurde der Direktor der Nationalbibliothek auf den Codex aufmerksam. Er erreichte dessen Rückkehr in die Nationalbibliothek, wo er seinen endgültigen Platz fand.

Neben dem sehr interessanten Text ist es vor allem die hervorragende Ausstattung, der die Handschrift ihren hohen Rang verdankt. In diesem Zusammenhang interessiert wohl auch, daß das luxuriöse Buch, das Buch als Kunstobjekt – mehr dazu bestimmt, die Augen eines Kunstliebhabers zu erfreuen als etwa Informationen zu übermitteln – sich in Westeuropa und besonders in Frankreich ab dem 13. Jahrhundert sehr großer Beliebtheit erfreute. An allen Königs- und Fürstenhöfen wurden herrliche illuminierte Handschriften in Auftrag gegeben und mit Liebe und Bewunderung gesammelt. Die Blüte der subtilen Kunst der Buchmalerei fällt aber in den Beginn des 15. Jahrhunderts, in die Entstehungszeit unserer Handschrift. Der «Internationale Stil», dem eine intensive Erforschung der Farben, der Perspektive und der Darstellung des Rau-

mes vorausging und der sich Erkenntnisse aus allen künstlerischen Bereichen der Zeit zunutze machte, brachte zahllose Meisterwerke hervor. Gebildete und prunksüchtige Bücherfreunde, die sich um den Besitz solcher Werke stritten, haben durch ihr Mäzenatentum wesentlich zur Entwicklung einer Produktion von hoher Qualität beigetragen und sich auch um die immer weitere Verbreitung der Handschriften verdient gemacht.

Wir wissen sehr wenig über die ebenso begabten wie bescheidenen Künstler und Kunsthandwerker, denen wir so viele Kostbarkeiten verdanken, deren Frische und Leuchtkraft selbst die Jahrhunderte nicht anhaben konnten. In der Zeit, aus der unsere Handschrift stammt, ragen nur einige wenige Namen da und dort aus der Anonymität heraus. Es war nicht üblich, daß Buchmaler ihre Werke signierten, und wenn Kopisten manchmal Angaben über Ort und Datum an den Anfang oder an das Ende eines Buches setzten, so war dies keineswegs die Regel. Zudem wurde in den Ateliers kollektiv gearbeitet, und die Mobilität der Handwerker, die oft die Werkstatt wechselten, wenn sie nicht gar von Stadt zu Stadt oder von Hof zu Hof zogen, macht die Künstlerzuschreibung noch schwieriger.

Die Qualität der 87 Miniaturen, die die Berühmtheit unserer Handschrift begründeten, bedarf kaum besonderer Würdigung. Auf Grund ihrer seltenen Ikonographie und ihrer Ausführung, die von den Künstlern viel Realismus und dokumentarische Genauigkeit verlangten, zählt dieses «Livre de la Chasse» zu den faszinierendsten Werken, die uns aus einer Pariser Werkstatt des frühen 15. Jahrhunderts erhalten sind.

Nach vielen Zuschreibversuchen hat man sich in der Forschung darauf geeinigt, die Handschrift einem oder mehreren Ateliers der «Vor-Bedfordschen» Gruppe zuzuweisen (man nennt diese Richtung auch «Bedford-Trend», um damit eine Stilrichtung zu charakterisieren, die sich allmählich zur Ausdrucksweise des Meisters von

Bedford, einem der berühmtesten Buchmaler des 15. Jahrhunderts, hin entwickelt). Diese Zuschreibung muß allerdings im Detail etwas nuanciert werden. Jedenfalls trägt sie der Einmaligkeit des Buches von der Jagd innerhalb der Werke der Künstlergruppe nicht Rechnung, einer Einzigartigkeit, der man sich erst nach eingehendem Studium der Malerei bewußt wird.

Unsere Farbbeilage gibt Folio 23r («Vom Reh und seiner ganzen Natur») der berühmten Pariser Handschrift im Originalformat wieder. Die getreue Reproduktion entspricht der Qualität der seit Jahren vergriffenen Faksimile-Ausgabe, die in der Reihe «Codices Selecti» der Akademischen Druck- und Verlagsanstalt erschienen ist.

Vom Reh und seiner ganzen Natur

«Das Reh ist ein nettes kleines Tier und angenehm zu jagen, wenn man sich darauf versteht», meint Phoebus. Bedauerlicherweise wüßten viele Jäger nichts über sein Verhalten. Beim Reh fällt die Brunft in den Oktober und dauert ungefähr zwei Wochen. (Tatsächlich aber findet die Brunft von Ende Juli bis Mitte August statt. Dann tritt eine etwa viereinhalb Monate währende Keimruhe ein. Diese Tatsache wurde erst im 19. Jahrhundert entdeckt.) Der Bock paart sich nur mit einer einzigen Geiß und bleibt mit ihr zusammen, bis sie setzt. Ist es soweit, sondert sich die Geiß vom Bock ab, damit er nicht das Kitz angreift. Wenn das Kitz entwöhnt ist und sich selbst von Gras und Blättern ernähren kann, schließt sich die Geiß wieder an den Bock an, mit dem sie sich gepaart hat. Unbeirrbar sucht sie ihn so lange, bis sie ihn gefunden hat.

Nach Phoebus erklärt sich diese Treue, «die wir bei keinem anderen Tier der Welt finden», dadurch, daß die Geiß oft zwei Kitze trägt, ein Bockkitz und ein Geißkitz. Dieser Umstand nun soll schon bei den jungen Tieren den Instinkt für das Leben in Paaren wecken.

Nach der Brunftzeit werfen sie ab, und das neue Geweih, vom Bast überzogen, beginnt ab Allerheiligen zu wachsen. Im März verfegen sie dann, das heißt, sie entfernen den Bast von ihrem Geweih, indem sie es wie die Hirsche an einem Baumstamm reiben.

Das Reh ist ein beliebtes Wild, denn man kann es das ganze Jahr über jagen. Seine «Flucht», wenn es verfolgt wird, dauert so lange wie beim Hirsch, aber das Reh zeigt sich schlauer als dieser bei den Widergängen und beim Ziehen einer falschen Fährte. Wenn die Hunde es hochmachen, flüchtet es in langen Fluchten weiter, «ganz

wütend mit gestäubtem Spiegel». Wenn es ermüdet, zieht es anstatt zu flüchten, und sein weißer Spiegel wird wieder unsichtbar. Diese Eigenart der Decke des Rehes hat der Buchmaler getreu wiedergegeben.

Auch wenn die Faksimile-Ausgabe der Pariser Handschrift seit längerer Zeit nur mehr schwer im Antiquariatshandel zu erhalten ist, so ist das Werk des Gaston Phoebus dennoch vollständig in verkleinerter Form als hochqualitatives Kunstbuch in der Reihe «Glanzlichter der Buchkunst» der Akademischen Druck- und Verlagsanstalt (Schönaugasse 6, Postfach 598, A-8011 Graz) wieder greifbar. *M.K.*

JAGD UND BUCH

Rainer Gruenter zum Gedenken

Zum vorliegenden Heft

Im Mai 1988 hatte sich auf Schloß Weißenstein in Pommersfelden eine Anzahl von Gelehrten, Jägern, Förstern und Freunden der Jagd versammelt, um unter Rainer Gruenters Leitung über kulturelle Aspekte der *Jägerey* im 18. Jahrhundert zu sprechen. Keiner hat es wie Gruenter verstanden, kulturelle Phänomene, vorab des von ihm über alles geschätzten 18. Jahrhunderts, bewußt zu machen und in der idealen, sinnlich wahrnehmbaren Umgebung zu inszenieren, um darüber mit Fachleuten und Freunden ins Gespräch zu kommen. Als in dem eindrucksvoll-genialen Treppenhaus Balthasar Neumanns im Jagd- und Sommer-schloß der Grafen von Schönborn Jagdtöne auf dem Parforce-Horn geblasen wurden, offenbarte sich das Phänomen Jagd jedem Anwesenden mehr als ihm gelehrte Studien allein je hätten vermitteln können. Die Referate der Pommersfelder Tagung erschienen unter dem Titel «Die *Jägerey* im 18. Jahrhundert» in der Reihe «Beiträge zur Geschichte der Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts» (Heidelberg 1991) – die

gleichsam beste Ergänzung und Einführung zu dem von der damaligen Tagung inspirierten Thema, dem diese Nummer gewidmet ist.

Jagd bedeutete den hohen Herren vergangener Epochen Vergnügen und Zeremoniell zugleich. Jagd ist eine «das Gemüth besonders ergötzende Sache» – ein «Götter-Geschenck», wie Johann Christian Lünig in seinem berühmten «Theatrum ceremoniale... Schau-Platz Aller Ceremonien» (2. Teil, Leipzig 1720) ausführlich und mit vielen Belegen ausführt. Der Verfeinerung des Jagdvergnügens, der Pflege des höfischen Zeremoniells und dem gesellschaftlichen Vergnügen dienten schöne Gegenstände und Darstellungen: Gläser, Becher und Porzellan, kunstsinnig verzierte Jagdwaffen, Musikinstrumente, Möbel, Einrichtungsgegenstände, ja ganze zum Jagdvergnügen erstellte Schlösser. In Literatur, Kunst und Musik ist die Jagd bewundert, geschildert und gefeiert worden. Bachs Jagdkantate oder Carl Maria von Webers Oper «Der Freischütz» sind nur zwei der bekanntesten Beispiele; Johann Elias Ridingers Kupferstiche der Jagd sind auf jedem alten